

Tilman Harlander, Gerd Kuhn

Renaissance oder Niedergang?

Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert

Die Zukunft des öffentlichen Raumes hat sich seit einigen Jahren zu einem breit diskutierten Schlüsselthema entwickelt. Beunruhigend ist dabei allerdings, dass die Experten unterschiedlicher Couleur in ihren Diagnosen regelmäßig zu diametral gegenläufigen Ergebnissen gelangen: Während die einen vielstimmige und beredte Krisenszenarien beschwören, deren Stichworte der ökonomische Funktions- und Zentralitätsverlust der Innen- bzw. Kernstädte, ihre vermeintliche Entleerung, Verödung, Privatisierung sowie zunehmende Kontrolle und Überwachung, ihre Festivalisierung, Filialisierung, Musealisierung, Virtualisierung, Fiktionalisierung, ja Disneyfizierung sind, konstatieren die anderen eine ungeahnte Ausweitung und Vielfalt unterschiedlichster Nutzungen des öffentlichen Raums (Breuer 2003b: 8ff), eine „neue Lust am Stadtraum“, vor deren Hintergrund bisherige überzogene „Schwarzmalereien“ deutlich zu „entdramatisieren“ wären (Selle 2002: 29).

Noch immer pendelt die Fachdiskussion also, wie etwa das Bundesamt für Bauwesen und Raumforschung (BBR) bemerkt hat, „zwischen den Polen ‚Entwertung‘ und ‚Renaissance‘ öffentlicher Räume“ (Breuer 2003a: II). Unseres Erachtens hat dies mit fehlender Empirie, vor allem aber auch mit der mangelnden Historisierung und damit einer unzureichenden theoretischen Reflexion des Gegenstandes zu tun.

Manches Verständnisproblem könnte bereits vermieden werden, wenn man sich über die Dimensionen bzw. Funktionen des öffentlichen Raums einigen könnte. Wir gehen davon aus, dass er – neben seiner transitorischen Funktion (Verkehr) – unter dem Aspekt seiner ökonomischen (Handel, Märkte, Messen) und politischen (Repräsentation, Diskurs und Versammlung, Demonstrationen) Funktion sowie unter dem Aspekt seiner Kommunikations-, Aufenthalts-, Erholungs- und Erlebnisqualitäten betrachtet werden kann.

Erlebnisqualität – Prototyp „Flaneur“

Gerade den Erlebnisqualitäten von Stadt wird häufig wenig systematische Beachtung geschenkt. Dabei verfügen wir auf diesem Feld mit dem gleichsam absichtslos streifenden Großstadt-Flaneur Benjamins und Kracauers über eine besonders wirkmächtige Figur. Mit ihm wurde das müßiggängerische Flanieren, das Eintauchen in die Großstadtmenge, die Suche nach dem stimulierenden Großstadtreiz (der „Choc“) und das Baudelairesche Motiv der flüchtigen Begegnung mit der unbekannten Frau prototypisch für ein neues,

bürgerliches und auch männliches, Verständnis von Stadt und öffentlichem Raum. Das nur scheinbar Ziellose des „Straßenrauschs“, das den Flaneur ergreift, hat wie kein anderer Siegfried Kracauer auf den Punkt gebracht: „Und doch war ich, streng genommen nicht ziellos. Ich glaubte ein Ziel zu haben, aber ich hatte das Ziel zu meinem Unglück vergessen. Es war mir zumute wie einem Menschen, der in seinem Gedächtnis nach einem Wort sucht, das ihm auf den Lippen brennt, und er kann es nicht finden. Von der Begierde erfüllt, endlich an den Ort zu gelangen, an dem mir das Vergessene wieder einfiel, konnte ich nicht die kleinste Nebengasse streifen, ohne sie zu betreten und hinter ihr um die Ecke zu biegen.“ (Kracauer 1987: 7) Zugleich schwang in der Figur des bohèmehaften Flaneurs auch etwas distanziert Widerständiges mit. So gehörte es, wie Benjamin berichtet, um 1840 vorübergehend zum guten Ton, in den Passagen Schildkröten spazieren zu führen – ostentativer Protest gegen das wachsende Tempo und die Beschleunigung des Produktionsprozesses wie des Alltags im 19. Jahrhundert (Benjamin 1980: 205).

Dabei ist daran zu erinnern, dass der öffentliche Raum mit den technischen Innovationen erst der Gas-, dann der elektrischen Beleuchtung eine gänzlich neue raum-zeitliche Dimensionierung erfuhr. Eine öffentlich organisierte Straßenbeleuchtung durch Laternen hatte sich zwar bereits seit dem späten 17. Jahrhundert vielerorts durchgesetzt. In erster Linie wollte man damit dem Verbrechen und möglichem Aufruhr das „schützende Dunkel“ rauben. Doch änderten sich die Verhältnisse erst mit der Elektrifizierung des 19. Jahrhunderts grundlegend: „Die bis dahin nur vereinzelt durch künstliche oder natürliche Lichtquellen beleuchtete Nachtwelt wurde nun durch die elektrische Straßenbeleuchtung in helles Licht getaucht“. (Haus der Kunst München 1998: 136)

Damit wurde die nächtliche Großstadt zu einer ganz neuen ebenso verführerisch-verlockenden wie gefährlichen Erlebnissphäre, die das Großstadtbild tiefer oder zumindest ebenso zu prägen beginnt wie das Getriebe am Tag. „Der Tag ist tot, es lebe die Nacht“, so heißt es bei Edmund Edel, „einem unermüdlichen Schilderer der vergnüglicheren Aspekte des Berliner Nachtlebens“ (Schlör 1994: 28) und Walter Benjamin konstatierte: „Nur die wissen von einer



Abb. 1: Flaneur

Quelle: Schlör 1994: 231

Abb. 2: Illuminierter Boulevard Montparnasse, Paris um 1930

Quelle: Schlör 1994: 41



Stadt etwas, denen das Elend oder das Laster sie zu einer Landschaft machte, die sie durchstreifen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang." (Benjamin 1988) Die Wahrnehmung der faszinierenden nächtlichen Qualitäten der Stadt, aber auch ihrer dunklen Seiten als Ort des Lasters, des Verbrechens und der Einsamkeit wurde zu einem unendlich oft variierten Thema in der Literatur und der Malerei.

Natürlich war auch der Flaneur keine historisch wirklich neue Figur. In gewisser Weise, so Benjamin, kehrt im Flaneur „der Müßiggänger wieder, so wie ihn sich Sokrates als Gesprächspartner auf dem athenischen Markte aufpas. Nur“, so weiter Benjamin, „gibt es keinen Sokrates mehr, und so bleibt er unangesprochen. Und auch die Sklavenarbeit hat aufgehört, die ihm seinen Müßiggang garantiert.“ (Benjamin 1980: 247)

In der aktuellen Diskussion um die Krise der Stadt und ihre fortschreitende Kommerzialisierung und Privatisierung wird immer auch der Verlust der für den Typus des Flaneurs konstitutiven Erlebnisqualitäten von Stadt (die Entdeckung des Unbekannten, die Konfrontation mit dem Fremden) beklagt. Welche Verweil- und Erlebnisqualität jenseits von Kommerz und Konsum kann Stadtraum heute noch besitzen? Hierauf wird im Kontext der Auseinandersetzung mit den aktuellen Ansätzen zu einer Requalifizierung des Stadtraums noch zurückzukommen sein.

Öffentlichkeit als politische Qualität

Bleiben wir zunächst noch bei dem Kern eines aufklärerisch gemeinten Begriffs von Öffentlichkeit und öffentlichem Raum, seiner politischen Dimension. Mit Öffentlichkeit, einem zentralen Anliegen der Aufklärung und grundlegendem Strukturprinzip moderner Demokratien, wird – in Anknüpfung an die politischen Vorläufer der Antike, an griechische Agora und römisches Forum – gerne in idealtypischer Weise das „Publikum rasonierender Privatleute“ (Habermas 1971: 8) assoziiert, eine „Stadtgesellschaft, die eben dadurch lebt, dass sich ihre Mitglieder auch im öffentlichen Raum – wie übereinstimmend oder widersprüchlich auch immer – in ihren Interessen an der sie alle verbindenden öffentlichen Sache, der *res publica*, artikulieren und vermitteln“. (Flierl 2002: 18) Nach der Jahrtausendwende jedoch noch das „zunehmende Verschwinden“ dieses Idealtypus liberaler-bürgerlicher Öffentlichkeit zu beklagen, entspricht zwar einem verbreiteten Lamento, ist aber aufgrund der Verwendung des damit verknüpften völlig enthistorisierten Begriffs von Öffentlichkeit wenig weiterführend. Mit Blick auf die für den Öffentlichkeitsbegriff zentralen Implikationen des allgemeinen, freien Zugangs und vollständiger Transparenz und Publizität und vor dem Hintergrund der Entwicklungstendenzen sozialstaatlicher Massendemokratie wie auch der wachsenden Bedeutung lokaler und supralokaler Interessengruppen konstatierten schon 1961, natürlich in ganz unterschiedlichem theoretischen Kontext, sowohl Jürgen Habermas als auch Hans Paul Bahrdt im Bemühen um eine Historisierung der „epochaltypischen Kategorie“ der bürgerlichen Öffentlichkeit einen irreversiblen, fundamentalen Strukturwandel (Habermas) bzw. den Verfall der klassischen kommunalen Öffentlichkeit (Bahrdt 1961: 90f.).

Vielleicht muss man noch einen Schritt weitergehen. Alles weist darauf hin, dass der genannte Typus einer idealisierten Öffentlichkeit ohne Ausgrenzung zu keiner Zeit Realität

war: Nicht in den antiken Sklavenhaltergesellschaften, nicht in den ständischen Zunftgesellschaften der mittelalterlichen Städte, nicht in der Klassengesellschaft des Kaiserreichs mit seinem Dreiklassenwahlrecht, nicht in den wenigen Jahren der zerrissenen und labilen Weimarer Demokratie und schon gar nicht in den Jahren der NS-Diktatur. So hat auch Walter Siebel, bezogen auf den öffentlichen Raum, kürzlich unterstrichen: Ebenso wenig wie der private Raum von Wohnung und Familie „nur Ort friedfertigen Miteinanders“ war, hat „jemals in irgendeiner Stadt öffentlicher Raum als für jedermann zugänglicher Raum existiert. Öffentlicher Raum ist immer auch exklusiver Raum. Verschiedene Städte in verschiedenen historischen Epochen unterscheiden sich vor allem darin, wer auf welche Weise aus welchen Räumen draußen gehalten wird: Heute sind es Obdachlose, Drogenabhängige und Gruppen ausländisch wirkender männlicher Jugendlicher. Im 19. Jahrhundert waren es die Frauen und das Proletariat“ (Siebel 2003: 252).

Historisierung der Kategorie des öffentlichen Raums in seiner politischen Dimension beinhaltet in diesem Sinn also zunächst einmal den Nachvollzug der widersprüchlichen und teils extrem konflikthaften Formen der Auseinandersetzung um (symbolische) Besetzung, Instrumentalisierung und Funktionalisierung des öffentlichen Raums im Interesse unterschiedlicher gesellschaftlicher Kräfte. Kurzen Visionen und Träumen von einer anderen, „neuen“ Stadt und „neuem“ öffentlichen Raum folgten, dies charakterisiert die Entwicklungen im 20. Jahrhundert, Scheitern, Bruch und Wandel der Leitbilder – die Geschichte des öffentlichen Raums kann so gesehen auch als Geschichte seiner Krisen gelesen werden. Wir wollen hierauf im folgenden einige kurze Schlaglichter werfen, indem wir für die verschiedenen Phasen auf jeweils exemplarische Visionen, Projekte und deren Krise bzw. Scheitern verweisen.

20er Jahre

Am Beginn der Weimarer Republik standen Visionen des expressionistischen Utopismus, die, wie etwa die Taut'sche „Stadtkrone“ (1919), der Architektur eine kulturelle Führungsrolle beim Entwurf der kommenden Ordnung zuweisen wollten. Dass die neue Stadt auch eine neue Mitte und neue Gemeinschaftsbauten enthalten sollte, die den Bruch mit der Klassenvergangenheit auch symbolisch verkörpern sollten, war den Visionen dieses utopischen Sozialismus selbstverständlich. So versteht sich auch Tauts „Stadtkrone“ mit kulturellen Gemeinschaftsbauten wie Theater, Bibliothek oder Konzerthalle und den dazu gehörigen öffentlichen Räumen – bekrönend über der Stadt – als säkularisierte, zeitgerechte Form der Kathedrale.

Jürgen Habermas Strukturwandel der Öffentlichkeit

Öffentlichkeit dringt heute bis in private Kernbereiche vor. Gleichzeitig verliert sie prinzipiell an handlungslegitimierender Macht: Publizität hat im Zeitalter der massenkommunikativen Manipulation nicht mehr ohne weiteres kritische Funktion. Mußte einst Publizität gegen die Arkanpolitik des Monarchen durchgesetzt werden, um politische Entscheidungen vor der Instanz öffentlicher Meinung revisionsfähig zu machen, so wird heute Publizität zunehmend von Interessengruppen durchgesetzt. Öffentliches Prestige wird so mittels nichtöffentlicher Auswahl und Propaganda akklamationsfähig. Gleichwohl hält der moderne Sozialstaat, um Kontinuität mit dem liberalen Rechtsstaat bemüht, am Gebot einer politisch fungierenden Öffentlichkeit fest. Doch muß dem sozialen Strukturwandel der bürgerlichen Öffentlichkeit der politische Funktionswandel notwendig folgen. — Das Buch stilisiert die liberalen Elemente bürgerlicher Öffentlichkeit und deren sozialstaatliche Transformation. Es vernachlässigt bewußt die im geschichtlichen Prozeß unterdrückte plebejische Öffentlichkeit, die heute zunehmende Bedeutung erlangt, wo Technik und Wissenschaft zur ersten Produktivkraft geworden sind. Ressortspezifische Verfahrensweisen hinter sich lassend, wird

Sammlung
Luchterhand

Abb. 3: Titelseite des Buches „Strukturwandel und Öffentlichkeit“

Quelle: Habermas 1971

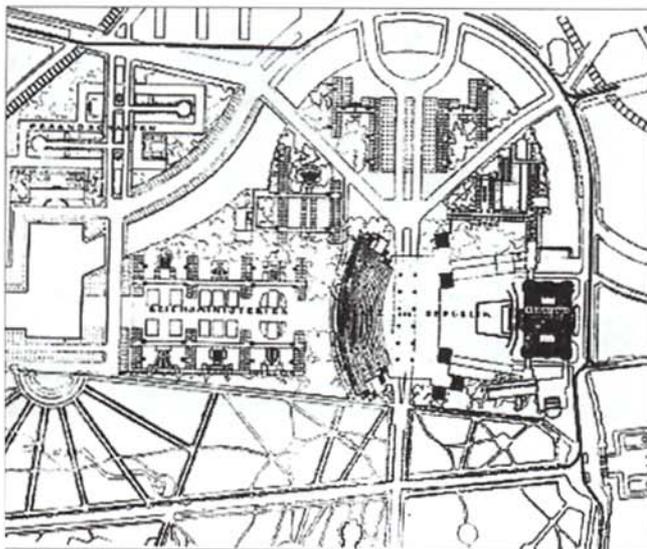


Abb. 4: Planung für den „Platz der Republik“ von Hugo Häring

Quelle: Flagge/Stock 1992: 31

Tatsächlich kam es in den kurzen, krisenhaften Jahren der Weimarer Demokratie kaum zu verwirklichten Projekten eines neuen Verständnisses von repräsentativem Bauen, Stadtraum und Demokratie. Herausragend waren zweifellos die – ebenfalls unverwirklichten – Vorstellungen Hugo Härings (1929) zu einem demokratischen Forum am Spreebogen „als großer Manifestation des neuen politischen Willens“ im Kontext des Wettbewerbs für eine Erweiterung des Berliner Reichstags. Gegenüber dem Reichstag sollte eine mächtige, offene Tribüne entstehen, auf der das Volk selbst hätte Platz nehmen können.

„Volk und Volksvertreter“, so der Kommentar Winfried Nerdingers zu diesen Planungen, „Parlament und Öffentlichkeit wären damit in ein direktes architektonisches Wechselspiel getreten – eine großartige Visualisierung des Zusammenhangs von Architektur und Demokratie“ (Nerdinger 1992: 30).

Am deutlichsten artikulierte sich der neue politische Wille in den Siedlungs- und Gemeindebauten der 20er Jahre. Öffentlichkeit wurde hier als konkrete, auf die Siedlungsbewohner bezogene Gemeinschaftlichkeit interpretiert und gestaltet – auch eine Reaktion auf das Leiden an der anonym und unvertraut gewordenen Großstadt und Gesellschaft. So bahnbrechend die Artikulation dieses neuen Gemeinschaftswillens in den Gemeinschaftsflächen und Kollektiv-Einrichtungen der Wiener Höfe, der Taut'schen Hufeisensiedlung in Berlin oder den May'schen Siedlungen in Frankfurt auch war, so signalisierte doch die Tatsache, dass die als ideelle Siedlungszentren geplanten Volkshäuser nur in den seltensten Fällen verwirklicht werden konnten, auch bereits die Grenzen und die Krise des hier verfolgten Siedlungs- und Lebensmodells.

Die Zuspitzung der politischen und ökonomischen Krise der Weimarer Republik in ihren letzten Jahren war auch eine Zuspitzung der Krise des öffentlichen Raums: Neben die Bilder eines flirrenden und rauschenden Großstadtlebens mit teils apokalyptischen Zügen trat in wachsendem Maß die Erfahrung zunehmend erbittert geführter Straßenschlachten zwischen rechts und links, zwischen SA-Formationen und Kommunisten.

NS-Zeit

Die NS-Zeit brachte bekanntlich mit der erst schleichend, dann immer brutaler durchgesetzten Ausgrenzung, dann Eliminierung der jüdischen Mitbürger die äußerste Pervertierung des Gedankens freier Zugänglichkeit des öffentlichen Stadtraums. Mit den ab 1937 eingeleiteten Neugestaltungsplanungen für die so genannten „Führerstädte“ und die

Gauhauptstädte sollten der öffentliche Raum, die Stadtmitte und die zentralen Achsen in beispielloser Weise vereinnahmt, umgestaltet und für die Systemziele instrumentalisiert werden. Noch immer bestürzt diese Architektur durch einen erst im Kontext der Kriegsvorbereitungen und imperialer Herrschaftsansprüche begreifbaren maßstabslosen und gewaltförmigen Willen zur Selbstdarstellung und Inszenierung totalitärer Macht. Diese Architektur sollte einschüchtern, aber durch ihre monumentale Größe auch



Abb. 5: NS-Zeit: Inszenierung des öffentlichen Raums

Quelle: Dawn Ades u.a. 1996: 281

faszinieren und in Verbindung mit der gerade von Speer virtuos genutzten nächtlichen Lichtarchitektur und den Aufmärschen endloser ornamenthafter menschlicher Marschkolonnen und Fahnenabteilungen den Rahmen für „mystische“ Gemeinschaftserlebnisse einer „verschwoenen“ Volksgemeinschaft bilden. NS-Gewaltherrschaft beinhaltete beides, den äußeren Zwang und die innere Bindung. Die Mobilisierungserfolge der Nationalsozialisten erklären sich zu einem nicht unwesentlichen Teil, wie die Psychoanalytikerin Gudrun Brockhaus im Anschluss an Ernst Bloch entwickelt hat, durch das „Angebot intensiven Erlebens“ bzw. die Suggestivkraft der im öffentlichen Raum organisierten Massenveranstaltungen mit der ihnen eigenen Choreographie, den Lichtdomen, Fackelzügen und der hier möglichen „aktiven Teilnahme an rauschhafter Aggression“ (Brockhaus 1997: 58).

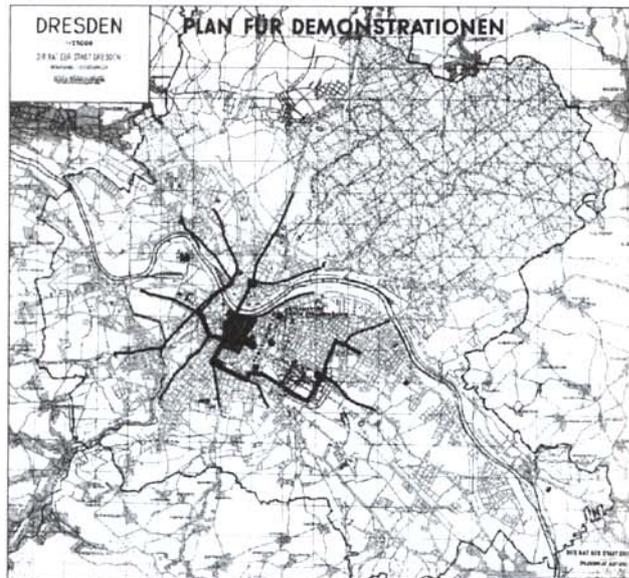
Nachkriegszeit / Wiederaufbau - DDR

Der Wiederaufbau der Nachkriegszeit verlief in der ehemaligen DDR und im Westen generell, aber auch bezogen auf Funktion und Rolle des Zentrums und der öffentlichen Räume nach gänzlich unterschiedlichen, ja gegenläufigen Planungsprinzipien und Leitbildern. (Durth/Düwel/Gutschow 1998) Anders als im Westen schien in der DDR erstmals, befreit vom kapitalistischen Diktat der Bodenpreise, bei den Stadtneuplanungen wie bei der Anlage der großen Stadtachsen eine großzügige und am Wohl der Stadtbewohner orientierte Planung

gerade von Speer virtuos genutzten nächtlichen Lichtarchitektur und den Aufmärschen endloser ornamenthafter menschlicher Marschkolonnen und Fahnenabteilungen den Rahmen für „mystische“ Gemeinschaftserlebnisse einer „verschwoenen“ Volksgemeinschaft bilden. NS-Gewaltherrschaft beinhaltete beides, den äußeren Zwang und die innere Bindung. Die Mobilisierungserfolge der Nationalsozialisten erklären sich zu einem nicht unwesentlichen Teil, wie die Psychoanalytikerin Gudrun Brockhaus im Anschluss an Ernst Bloch entwickelt hat, durch das „Angebot intensiven Erlebens“ bzw. die Suggestivkraft der im öffentlichen Raum organisierten Massenveranstaltungen mit der ihnen eigenen Choreographie, den Lichtdomen, Fackelzügen und der hier möglichen „aktiven Teilnahme an rauschhafter Aggression“ (Brockhaus 1997: 58).

Abb. 6: Dresden: Die sozialistische Stadt als Aufmarschplatz

Quelle: Durth/Düwel/Gutschow 1998: 317



der öffentlichen Räume möglich zu sein. Maßgeblich für deren Planungen waren in der DDR Anfang der 50er Jahre jene städtebaulichen Leitbilder, die nach der legendären Moskareise in den 16 Grundsätzen des Städtebaus von 1950 formuliert und veröffentlicht wurden (IRS 1995).

Mit diesen Grundsätzen stellten die ostdeutschen Planer den westdeutschen Leitbildern nachdrücklich ein alternatives städtebauliches Leitbild entgegen. Ausdrücklich betont der 12. Grundsatz: „Die Stadt in einen Garten zu verwandeln, ist unmöglich. (...): in der Stadt lebt man städtisch; am Stadtrand oder außerhalb der Stadt lebt man ländlicher.“ Im Gegensatz zu den zerfließenden Räumen des westlichen Leitbilds der „Stadtlandschaft“ hielt man im sechsten Grundsatz an der herausragenden Bedeutung des Zentrums der Stadt als Kern und politischer Mittelpunkt fest: „Das Zentrum bildet den bestimmenden Kern der Stadt. Das Zentrum ist der politische Mittelpunkt für das Leben seiner Bevölkerung. Im Zentrum liegen die wichtigsten politischen, administrativen und kulturellen Stätten.“ Und weiter: „Das alles ist eine entschiedene Erklärung gegen die Auflösung der Stadt, denn das Zentrum hält sie zusammen; gegen eine öde Gleichmacherei und falsch verstandene ‚Demokratie‘, denn das Zentrum hebt sich als wichtigster Teil und bestimmender Kern aus dem Ganzen heraus.“

Über die bekannten, in der „Charta von Athen“ aufgeführten Funktionen (Arbeiten, Wohnen, Erholen, Verkehr) wird nun auch die Funktion der Stadt als Demonstrationsraum, als Aufmarschplatz ausdrücklich hervorgehoben: „Auf den Plätzen im Stadtzentrum finden die politischen Demonstrationen, die Aufmärsche und Volksfeiern an Festtagen statt.“ Die detaillierten Erläuterungen sind dabei besonders lesenswert: „Das Zentrum ist das Ziel der politischen Demonstrationen und Aufmärsche, es ist mit seinen Plätzen der Ort der Volksfeiern, und so ist auch das Maß für das Zentrum nicht der in einem modernen Kraftwagen die Stadt durchziehende Reisende, sondern der zu Fuß gehende Mensch, der politische Demonstrant und seine Marschgeschwindigkeit.“ Die Krise dieses, so könnte man sagen, „Aufmarschmodells“ von Stadt kam schneller als erwartet: Schon am 17. Juni 1953 artikulierte sich auf den Straßen der Städte ein ungeplanter Volkswille, der erst mit Hilfe sowjetischer Panzer niedergeschlagen werden konnte.

BRD: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt

In Westdeutschland war, geleitet von der vehementen Ablehnung der Mietskasernenstadt, den positiv besetzten Bildern der Gartenstadt und auch den Erfahrungen des Bombenkrieges das Prinzip der „Stadtlandschaft“ für den Wiederaufbau maßgebend. Es finden sich in den neu gebauten Stadt-Landschaften keine gefassten Plätze mehr. Der öffentliche Raum löst sich in den fließenden Räumen der gegliederten und aufgelockerten Stadt tendenziell auf. Dieser Verlust an prägenden öffentlichen Räumen kann auch am Hansa-Viertel in Westberlin, Gegenstück zur Stalinallee und „Schaufenster des Westens“, nachvollzogen werden. Die Solitäre, die von den international bekannten westlichen Architekten entworfen wurden, gruppieren sich inmitten einer Parklandschaft nördlich des bestehenden Tiergartens. Vergleicht man die Neubebauung mit der Vorkriegsstruktur des alten Hansa-Viertels, so wird das neue Leitbild augenfällig. Allerdings, so prägend die Leit-

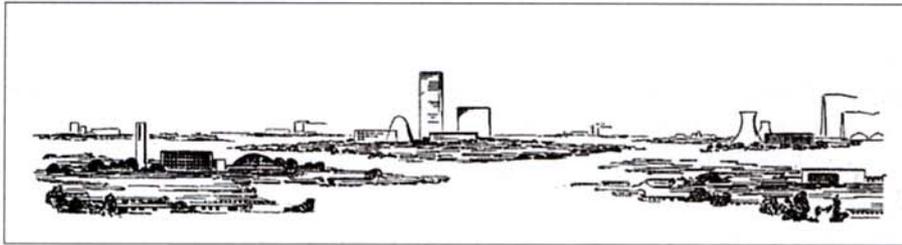


Abb. 7: Leitbild „Stadtlandschaft“: Die Neue Stadt

Quelle: Göderitz/Rainer/Hofmann 1957

bilder der Stadtlandschaft und der gegliederten und aufgelockerten Stadt auch zunächst waren, so kurzlebig blieben sie.

Nach dem Wiederaufbau der ersten Nachkriegszeit brachten der Modernisierungsschub und die Tertiärisierung der 60er Jahre einen tiefgreifenden, teilweise auch, wie eine anschwellende Kritik zunehmend deutlicher artikulierte, geradezu stadtzerstörenden Umbau der Städte. Die Zentren wurden jetzt auto-verkehrsgerecht ausgebaut. Straßentrassen durchschnitten die Quartiere und öffentliche Plätze verkamen oftmals zu verarmten Verkehrsknotenpunkten und Inseln. Der Verkehr überrollte die Städte und wurde zur „Haupt-sünde“ (von Beyme) der Wiederaufbauanstrengungen. Schwagenscheidt empfand, dass der „Moloch Verkehr“ (Bonatz), „in die Städte eingebrochen [war] wie der Wolf in die Schafherde“. In der Tat erfolgte nach der Währungsreform ein beispielloser Autoboom. Zwischen 1950 und 1960 verachtfachte sich der PKW-Bestand und stieg von 0,52 Mio. auf 4,1 Mio. und von 1960 bis 1974 dann weiter auf ca. 16 Mio. (Südbeck 1993: 171).

Als schließlich die negativen Folgen dieser Art von autobezogenem Stadtbau auch für den Handel selbst deutlich wurden, richtete man die ersten Fußgängerzonen ein, ohne allerdings dabei die Qualitäten der historischen Passagen wieder zu erreichen. Das städtebauliche Pendant zum Umbau der tertiärisierten Kernstädte war der Bau von Großsiedlungen an der Peripherie, in die die Sanierungsverdrängten umgesetzt wurden.

Das neue städtebauliche Leitbild „Urbanität durch Dichte“ sollte dem Zerfließen der Räume entgegenwirken und wieder urbane Räume schaffen. Die in der Mitte der Großsiedlungen entstandenen Quartiers-Zentren dienten freilich überwiegend dem Konsum und boten nur äußerst karge Erlebnis- und Aufenthaltsqualitäten. Nun konvergierten auch die Leitbilder in Ost und West wieder in teilweise überraschend hohem Ausmaß.

Abb. 8: Moloch Straßenverkehr

Quelle: Schwagenscheidt 1957



Paradigmenwechsel: Wiederentdeckung der historischen Stadt

Im Zuge des ab Mitte der 70er Jahre einsetzenden, auch in der DDR wahrgenommenen, aber nicht in ähnlicher Weise vollzogenen Paradigmenwechsels veränderten sich die städtebaulichen Zielvorstellungen und das Verständnis des öffentlichen Raums



Abb. 9: Die verkehrsgerechte Stadt: Stuttgart-Charlottenplatz

Quelle: Einsele/Rose/Gragno 1992: 56

gründerzeitlichen Quartiere und ihrer städtebaulichen Struktur wiederentdeckt wurden. Im Kontext der darauf folgenden europaweiten Hinwendung zu einer behutsameren, an der je eigenen Stadtgeschichte orientierten Stadterneuerung lief freilich die Historie in wachsendem Maße Gefahr, durch ihre Funktionalisierung für eine vordergründige „Identitätsbildung“, Imagepflege, Ästhetisierung und „Inszenierung der Alltagswelt“ (Durth) auf ein beliebig verwend- und einsetzbares (postmodernes) Formenrepertoire reduziert zu werden. Im Kampf um eine Stärkung der nationalen und internationalen Wettbewerbs-

Abb. 10: Die Wiederentdeckung der Plätze:
„Piazza Nettuno“ in Bologna

Quelle: Scannavini o. J.: 29



position der Städte wurden nun Eigenschaften wie Stadtimage, Unverwechselbarkeit, Identität, Atmosphäre etc. als „weiche“ Standortfaktoren erkannt, zu deren Stärkung eine langanhaltende Welle historisierender „Verhübschung“ der Innenstädte und ihrer öffentlichen Räume einsetzte.

Dass die hier angestrebte „Revitalisierung“ der Stadt die Kehrseite sozialer Polarisierung und Marginalisierung besitzt, nur räumlich selektiv erfolgte und all jene Bereiche und Quartiere ausblendete und ausblendet, die nicht in das Bild der „neuen Prächtigkeit“ passen, darauf hatte die Kritik bereits in den späten achtziger Jahren immer wieder verwiesen. Postmoderner Gestaltungswille allein schafft noch keine neuen urbanen Qualitäten. Eher hatte hier mit all den modischen Kulissen, den neuen Museen, Passagen und postmodern verkleideten Hochhäusern ein Prozess der „Fiktionalisierung von Urbanität“ eingesetzt, in dem, wie dies Werner Durth formulierte,

„die plakatierte ‚Architektur der Erinnerung‘ nur selten tatsächlich auf lokale Geschichte (verweist, d. Verf.). Die Beschwörung des ‚genius loci‘ zielt vielmehr auf eine Mythologisierung von Orten, die noch den trivialsten Handlungen aufdringliche Bedeutsamkeit gibt.“ (Durth 1987: 163)

Ökonomische Krise?

Wie tiefgreifend ist die ökonomische Krise, die hinter diesen offensichtlichen Prozessen von Festivalisierung, ja Fiktionalisierung des Städtischen steckt? Die entscheidenden Ursachen für den immer greifbareren Bedeutungs- und Funktionsverlust der Kernstädte sind, so die gängige Interpretation, letzten Endes darin zu suchen, dass die technischen und ökonomischen Gründe, die einst die europäische Stadt hervorgebracht haben, heute ihre Geltung weitgehend verloren haben: „Transport, Kommunikation und Marktzugang sind nicht mehr raumbildend, vielmehr lassen sie weite Spielräume zur Ausbildung von Siedlungsstrukturen. Es gibt kaum noch Urbanisationsvorteile. Die besondere Produktivität der städtischen Ökonomie ist, so scheint es, an allen möglichen Orten herstellbar beziehungsweise gehört einer untergeordneten Phase der ökonomischen Entwicklung an. Von selbst also stellt sich ‚Stadt‘ nicht mehr her.“ (Häußermann 1998: 80)

Symbole dieses Funktionsverlustes sind zweifellos die gut erreichbaren großen Einkaufszentren auf der grünen Wiese, von denen es inzwischen, je nach Zählweise, zwischen 200 und 380 gibt. Ihnen bzw. dem durch sie bewirkten Kaufkraftabzug aus den Städten wird die Hauptlast am Massensterben kleiner und kleinster Betriebsformen im Einzelhandel und am drohenden Veröden ganzer Innenstadtbereiche zugeschrieben. Mittlerweile haben die Städte begonnen, sich zu wehren: Großflächige Betriebsformen mit zentrenrelevanten Sortimenten werden inzwischen kaum mehr auf nichtintegrierten Standorten, d.h. auf der grünen Wiese genehmigt (Popp 2002). Zudem ist die Stärkung der Kaufkraft und Attraktivität der Innenstädte inzwischen Bestandteil vieler Länderprogramme; in den 90er Jahren entstanden bundesweit über 50 innerstädtische Einkaufszentren. Allerdings sind auch solche innerstädtischen shopping malls durchaus ambivalent zu beurteilen: Sie können die Innenstadt stärken und zu ihrer Attraktivitätssteigerung beitragen, sie können aber auch zur weiteren Auszehrung des lokalen Einzelhandels beitragen. Und sie können zusammen mit der zunehmenden Filialisierung des Einzelhandels (München: unter 50%; Essen: an die 90%) zu einem kaum mehr reversiblen Verlust an lokalem Profil und lokaler Identität beitragen.

Ähnlich wie bei Hartmut Häußermann wurde während der 90er Jahre vor allem auch mit Blick auf den Übergang in die Informationsgesellschaft, auf Globalisierung und Virtualisierung häufig der „Tod der Distanz“ (so Frances Cairncross 1997) und der damit einhergehende scheinbar unvermeidliche Niedergang der Städte beschworen. Der traditionelle Standortraum werde transformiert in einen „Netzwerkraum“. Inzwischen argumentiert man hier vorsichtiger. Offensichtlich vollzieht sich mit den zu beobachtenden Deindustrialisierungs- und Umstrukturierungsprozessen nicht allein ein ökonomischer Bedeutungsverlust der Städte, sondern ein Bedeutungswandel, dessen Merkmale erst noch tiefer untersucht und verstanden werden müssen. Neuere Studien konstatieren auf der Basis

empirischer Untersuchungen der raumstrukturellen Wirkungen der Internetökonomie jedenfalls, dass der Abgesang auf die Städte „verfrüht“ gewesen sei: nur ein Teil, nämlich das standardisierte, einfach strukturierte Wissen wirke dezentralisierend, während umgekehrt das in der „new economy“ zunehmend wichtigere so genannte „tacit knowledge“, das gebundene, komplexe Wissen sogar eher zu neuen Standortkonzentrationen und einer neuen ökonomischen Aufwertung von Metropolregionen führen werde. Gerade die neuen Formen einer tendenziell „entgrenzten“ Kultur- und Wissensproduktion, so etwa auch der Hamburger Stadtforscher Dieter Läßle, seien sehr stark auf das „privilegierte Innovationsfeld“ innerstädtischer Quartiere mit ihren vielfältigen urbanen Milieus rückbezogen (Läßle 2003: 19). Vor diesem Hintergrund müssten in wachsendem Maße nicht mehr allein die zentrifugalen Tendenzen suburbaner Stadtfucht, sondern zunehmend auch die zentripetalen Tendenzen einer Re-Urbanisierung thematisiert werden.

Privatisierung

Die Analyse eines komplexen und widersprüchlichen Wandels scheint also der Entwicklung angemessener als die rituelle und sich selbst bestätigende Krisendiagnose. Dies gilt auch für die vieldiskutierte Privatisierung und auch für die damit in Verbindung stehende Überwachungs- und Sicherheitsdiskussion. Zunächst einmal stehen ja in der Tat eine Fülle von Tendenzen zu einer schleichenden Privatisierung des öffentlichen Raumes etwa in den verregelten und kontrollierten Innenwelten der shopping malls, der urban entertainment centers, der Bahnhöfe, Flughäfen etc. der angestrebten ausgewogenen Balance von Privatheit und Öffentlichkeit als einem der Hauptmerkmale europäischer Stadtkultur diametral entgegen.

Aber hält die hypostasierte fortschreitende „Privatisierung des öffentlichen Raums“, die Skandalisierung der „Stadt als Beute“ (Ronneberger/Lanz/Jahn 1999) oder der „Stadt als Gabentisch“ (Helms 1992) wirklich auch empirischer Überprüfung stand? Die Empiriker jedenfalls kommen, so scheint es, eher zu gegenteiligen Ergebnissen: „Eine Bilanz“, so etwa Bernd Breuer vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, „von privatisierten, zuvor öffentlichen Räumen einerseits und von geöffneten, zuvor privaten Räumen andererseits dürfte gegen die Verlustthese sprechen. Die Übertragung von öffentlichen Räumen in privates Eigentum ist bislang eher die Ausnahme. Vielmehr haben umgekehrte Fälle beträchtliche Ausmaße erreicht: Im Zuge der Deindustrialisierung sind zahlreiche private Betriebsflächen, die ursprünglich für die Allgemeinheit gesperrt waren, geöffnet worden, in vielen Fällen an die öffentliche Hand übergegangen und zum Teil auch öffentliche Räume geworden.“ (Breuer 2002b: 10)

Überwachung

Die Gegenüberstellung von Flächenbilanzen mag zu vordergründig sein. Dennoch spricht vor dem Hintergrund derartiger Befunde viel dafür, auf diesem scheinbar so eindeutig geprägten Problemfeld in empirischer Hinsicht gründlicher vorzugehen. Besondere Aufmerksamkeit hat in diesem Zusammenhang in den letzten Jahren insbesondere der Sicherheits- und Überwachungsdiskurs gefunden. Während in den USA und vielen Teilen der dritten

Welt bereits die „gated communities“ zu dem am schnellsten wachsenden Segment des (gehobenen) Siedlungsbaus geworden sind, konzentriert sich hierzulande die Diskussion noch vor allem auf die Problematiken der Überwachung des öffentlichen Raums durch Videokameras (geschätzte Zahl: 500.000), die Zunahme privater Wachdienste und die disziplinierende Verregelung nur noch scheinöffentlicher Konsumwelten in malls und entertainment Centers.

In der Tat stehen mit der Erodierung von Prinzipien wie freier Zugänglichkeit und Anonymität Grundqualitäten des öffentlichen Raums auf dem Spiel: Die Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit bzw. privatem und öffentlichem Raum als einem Ort der Anonymität und des stilisierten, distanzierten Verhaltens ist zweifellos ein Grundpfeiler europäischer Urbanität. Auf der anderen Seite ist aber auch, „Sicherheit oder wenigstens das Gefühl der Sicherheit Grundbedingung der Öffentlichkeit von Räumen. Parks, in denen Frauen fürchten, vergewaltigt zu werden, sind für Frauen exklusive Räume. (...) Öffentlicher Raum bedarf funktionierender sozialer Kontrollen, ohne sie ist er gar nicht denkbar.“ (Siebel 2003: 253)

Parallel zum Schwinden der Möglichkeiten informeller sozialer Kontrolle in den Großstadtquartieren selbst gewinnt heute der Ruf nach einem Ausbau formeller sozialer Kontrolle forciert an politischem Gewicht. Im Hintergrund der hierzulande ganz unverhältnismäßig anwachsenden Kriminalitätsfurcht stehen nicht allein die



Abb. 11: Fußballturnier im Zentrum Balingens

Foto: Tilman Harlander

Abb. 12: „Bundespressestrand“ in Berlin

Quelle: 2004: 23





Abb. 13: Gestaltungsaufgaben der Stadt Stuttgart für die Außenbewirtschaftung

Quelle: Stadt Stuttgart

gern zitierte dramatisierende „Angstmache“ der Medien, sondern vor allem auch der stark steigende Anteil älterer Menschen, eine unzureichende Integrationsförderung von Zuwanderern und generell die Zunahme existentieller Verunsicherungen bei marginalisierten Bevölkerungsgruppen. Offensichtlich geht es gegenwärtig um eine neue, allgemein akzeptierte Justierung der schwierigen Balance zwischen sozialer Kontrolle und Öffentlichkeit, in der sorgsam darauf zu achten sein wird, dass die Bemühungen um die Gewährleistung des ungehinderten Zugangs zur Öffentlichkeit nicht am Ende eben diese Öffentlichkeit selbst in Frage stellen.

„Entleerung“ oder „neue Lust am Stadtraum“

So überzogen die These vom Verfall der Öffentlichkeit in der privatisierten und überwachten Stadt erscheint, so realitätsfern und einseitig an Bildern US-amerikanischer Entwicklungen aus den 70er und 80er Jahren orientiert, erscheint die These von der „Entleerung“ der Kernstädte, die allenfalls noch als musealisierte Inseln touristisches Interesse finden könnten. Dem gegenüber steht eine seit den 90er Jahren zu beobachtende fast schubartig anwachsende Vielfalt an Nutzungs- und Aneignungsformen städtischer Räume, die nur zu einem Teil als Ausdruck verfeinerter Kommerzialisierungs- und kommunaler Marketing- und Eventstrategien verstanden werden kann. Greifen wir aus der schier endlosen Fülle von städtischen Festen, Umzügen, Märkten und Open-Air-Konzerten nur kurz den aktuellen Trend der großstädtischen Urlaubssimulation auf Sandstränden oder Boule- und Volley-

ballfeldern auf. Schon im zweiten Jahr schüttete man (mit 50% finanzieller Unterstützung durch private Sponsoren) in diesem heißen Sommer etwa in Paris entlang der Seine 3000t Sand auf, auf dem geschätzte 2,3 Millionen Besucher – trotz Badeverbot in der Seine – ein ganz neues Stadtgefühl genießen konnten. Längst fühlen wir uns, wie Sven Hillenkamp in der Zeit richtig bemerkt hat, in der Ferne zu Hause, nun können wir uns auch zu Hause wie in der Ferne fühlen (Zeit vom 01.10.2003: 59). Da wollten natürlich auch Düsseldorf mit einer Sandinsel „Monkey Island“ im Medienhafen und auch Berlin in dem – u.a. gegenüber dem Reichstag – gleich drei Strände aufgeschüttet wurden, nicht zurückstehen.

Eine der durch den dänischen Stadtforscher Jan Gehl (2001) eindrucksvoll dokumentierten Facetten des gegenwärtig europaweit zu beobachtenden Wandels im Erleben städtischer Räume ist die veränderte Verweil- und Aufenthalts-, letztendlich aber auch Gestaltqualität innerstädtischer Räume durch die enorme Zunahme der Außenbestuhlung und Außenbewirtschaftung durch Cafés, Bistros und Restaurants. So lässt sich etwa für Stuttgart zeigen, dass sich die Zahl der Außenplätze seit den 90er Jahren mindestens

verdoppelt hat. Dabei ist daran zu erinnern, dass zur Außenbewirtschaftung auf öffentlichen Flächen auch noch der – nur bei Inhaberwechsel genehmigungspflichtige – ebenfalls stark zunehmende Außenausschank auf Privatflächen zu rechnen ist. Geradezu rührend-angestrengt muten die Stuttgarter Versuche an, die Genehmigungen mit gewissen Auflagen hinsichtlich Farbe, Materialwahl bei Stühlen, Tischen, Sonnenschirmen etc. zu verbinden. Wichtiger noch als derartige Bemühungen waren zweifellos



Abb. 14: Place de Terreaux in Lyon

Foto: Tilman Harlander

die Initiativen um eine Aufwertung und Requalifizierung des Stadtraums, wie sie seit den 80er Jahren mit den Platzprogrammen Barcelonas, Rotterdams, Roms oder Lyons gestartet wurden. Typisch am Beispiel Lyon mit seinen inzwischen über 200 Projekten und seinem Place de Terreaux ist etwa eine Neugestaltung, die mit einfachen Mitteln, mit gekonnter, am Ort und seiner Geschichte orientierter Material- und Farbwahl, mit dem Spiel von Wasser und Licht zum einen die umgebende historische Gebäudesubstanz auf neue Weise zur Geltung bringt, und zugleich mit den 950 Sitzen in den umgebenden Cafés und den für die Kinder gegebenen Spielmöglichkeiten mit Wasser auch neue Kommunikations- und Erlebnismöglichkeiten eröffnet.

Vielleicht das Wichtigste am Beispiel Lyon ist aber nicht die einzelne Platzästhetik, sondern der mit dem ganzen Programm artikulierte politische Wille, mit der Vernetzung dieser Plätze auch durch Fußgängerzonen und der Verbannung des ruhenden Verkehrs in Tiefgaragen relevante Teile des Stadtraums wieder den Fußgängern zurückzugeben.

Auch in Stuttgart hat man inzwischen diese Herausforderung aufgegriffen. Ein durch ein privates Büro (Raumbureau 2001) erarbeitetes und politisch breit diskutiertes Programm („Plätze, Parks und Panoramen“) hat eben dieses Ziel der Vernetzung bisher gerade auch in Stuttgart durch Cityring und Bundesstraßen besonders brutal auseinandergerissener Stadträume auf eine innovative Weise ins Auge gefasst, die zugleich die natürlichen Lagequalitäten der Stadt mit ihren schönen Halbhöhenlagen und Aussichtspunkten wieder zur Geltung zu bringen sucht.

Eine Sonderstellung im Spektrum Stuttgarter öffentlicher Räume nahm über lange Zeit der kleine Schlossplatz ein. Als zwiespältiges Monument der Architekturauffassungen der 70er Jahre entwickelte er sich zu einer zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten durch unterschiedlichste Gruppen genutzten Selbstdarstellungsbühne, aber auch zu einem erstklassigen Tribünenplatz, von dem aus das Geschehen auf dem großen Schlossplatz und in weiten Bereichen der Königstraße hervorragend zu beobachten war. In seinem unwirtschaftlichen, ursprünglich stark durch Abgase belasteten und daher durch die Jugendlichen „Gaskammer“ titulierten Untergrund bot er zugleich einen kaum einzusehenden



Abb. 15a: Projekt „HohensteinTisch“ der Künstlerin Ulrike Böhme. Der Tisch wandert innerhalb der Gemeinde Hohenstein von Dorf zu Dorf
Foto: Ulrike Böhme

Rückzugsraum und Treffpunkt für die Skater- und Graffiti-Szene. Inzwischen wurde dieses originelle Stück Großstadtraum abgerissen und musste einer neuen Stadtgalerie mit anspruchsvoller Architektur Platz machen.

In dem Prozess der sich entwickelnden Diskussion um die Requalifizierung des öffentlichen Stadtraums sind unterschiedlichste Aktivitäten auch aus den Reihen der Bürgerschaft selbst gewissermaßen das „Salz in der Suppe“. So wurden im Rahmen eines von einem Absolventen der Stuttgarter Architekturfakultät durchgeführten Aktionskunst-Projekts „Blaue Tanke“

gemeinsam mit Kindern auf einem Brachengrundstück zunächst Stühle gesammelt, dann blau gestrichen und dann auf eine Weise im öffentlichen Raum verteilt und aufgestellt, die provozierte, bisherige Platznutzungen in Frage stellte und schließlich auch zum Mitmachen anregte (Jensen 2003).

Auch in den vielfach von Auszehrung bedrohten Dörfern gibt es inzwischen neue Initiativen, mit denen KünstlerInnen und örtliche Bevölkerung zur Qualifizierung von deren öffentlichen Räumen und dem Entstehen neuer Rituale beitragen. So hat die Stuttgarter Künstlerin Ulrike Böhme für fünf zur Gemeinde Hohenstein zusammengeschlossene Dörfer auf der Schwäbischen Alb den „HohensteinTisch“ geschaffen.

In allen fünf Dörfern wird an zentraler Stelle eine Plattform mit 12 Hockern fest installiert. Der zugehörige Tisch dagegen soll „wandern“ und wird in jedem Jahr im Rahmen

eines großen Festes unter aktiver Beteiligung der Bevölkerung dem nächsten Dorf übergeben. Die Aktion stärkt symbolisch die Ortsmitten und rückt zugleich die Verbindung der Dörfer ins Bewusstsein.

Dass Stadtraumqualität nicht per Planung von oben entsteht, sondern den Dialog von Planung und Nutzern benötigt, wird gegenwärtig auch an der Debatte um den durch die „Freie Planungsgruppe 7“ neu gestalteten Stuttgarter Marienplatz deutlich. Es ist ein in Anlehnung an mediterrane Stadtplätze weiträumig gestalteter, ja

Abb. 15b: „HohensteinTisch“ mit Honoratioren

Foto: Ulrike Böhme



eleganter und in klare Zonen gegliederter Platz entstanden, der Raum bietet fürs Verweilen, für Spiel und Kommunikation. Die Architekten haben gut daran getan, so auch die Stuttgarter Zeitung, den Platz nicht zu möblieren, ihn nicht mit Trögen, Blumenrabatten und mittelmäßigen Skulpturen voll zu stellen. Doch vielen der Nutzer fehlt das Grün, fehlt Behaglichkeit, darüber hinaus stören zahlreiche kleine Funktionsmängel im alltäglichen Gebrauch. So resümierte die Stuttgarter Zeitung nach langer Diskussion in der Leserschaft: „Die Funktionalität bleibt hinter der architektonischen Leistung eben doch zurück.“ (Stuttgarter Zeitung vom 11.10.2003) Nutzer, Stadt und Planer müssen sich weiter aufeinander zu bewegen, gemeinsam an der Beseitigung kleinerer Mängel arbeiten und insbesondere auch mit dem geplanten Café auf weitere witterungsgeschützte Verweil- und Kommunikationsmöglichkeiten hoffen.

Vielleicht ist der gegenwärtig zu beobachtende Prozess der Aneignung, Neunutzung und Neucodierung von Stadträumen auch in viel geringerem Maß, als wir gewöhnlich annehmen, ein Planungsproblem. So diskutiert man in Stuttgart bereits seit einigen Jahren über die Möglichkeiten des Rückbaus der schlimmsten Hinterlassenschaften aus der Ära der autogerechten Stadt. Noch während man über die Möglichkeiten einer Umgestaltung der extrem befahrenen Theodor-Heuss-Allee, einem Teil des Innenstadtrings, zu einer „Flaniermeile“ bzw. einem „Großstadtboulevard“ nachsinnt, hat sich eben dieser städtische Un-Raum zur Überraschung der gesamten Planerzunft auch ohne planerisches Zutun zu einem der gefragtesten Treffpunkte mit mehreren tagsüber wie nachts, innen wie außen dicht bevölkerten Szenekneipen entwickelt. Faszinierend ist, dass diese Treffpunkte sich dabei nicht abkapseln, nicht abschirmen gegen den ungezähmten Großstadtverkehr, sondern ihn über große Glasflächen lässig-selbstverständlich integrieren und zum Bestandteil der eigenen Inszenierung machen.

Fassen wir zusammen: Die Geschichte der Entwicklung des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert war eine Geschichte extrem krisenhafter Entwicklung. Öffentlicher Raum war immer auch umkämpfter Raum, in dem wechselnde Kräfte und Gruppen ihre jeweiligen Hegemonialansprüche durchzusetzen und auch symbolisch zum Ausdruck zu bringen suchten. Dass die Behauptung derartiger Hegemonialansprüche in aller Regel nur von kurzer Dauer sein konnte, stimmt eher optimistisch. Die Funktion des öffentlichen Raums, seine freie Zugänglichkeit, seine Funktion als Bühne und Medium der Darstellung und des Austauschs aller städtischen Gruppen ist von so offensichtlich elementarer Bedeutung für



Abb. 16: Neu gestalteter Marienplatz in Stuttgart

Foto: Freie Planungsgruppe 7 / Manfred Storck

die Qualität der europäischen Stadt, dass er sich letztendlich doch immer noch als resistent gegenüber den Versuchen partikularisierter Vereinnahmung erwiesen hat. Kein Zweifel, auch gegenwärtig sind vor dem Hintergrund der angesprochenen ökonomischen und sozialen Prozesse Grundqualitäten des öffentlichen Raums wieder auf vielfältige Weise gefährdet. Dennoch wäre es falsch, mit Blick hierauf einseitig vom „Verfall“ oder gar „Tod“ des öffentlichen Raums zu sprechen. Wir glauben eher, dass in unseren Städten allen Niedergangszeichen zum Trotz längst auch ein Prozess der Eroberung und Neucodierung öffentlicher Räume eingesetzt hat, dessen Zeichen wir noch viel zu wenig zu deuten verstehen. Nicht allein die Planung oder eine architektonische Avantgarde sind hier, wie an den Stuttgarter Beispielen deutlich wurde, allein und in erster Linie die Vorreiter, sondern – auch dies könnte optimistisch stimmen – die Nutzer, die städtischen Bürger selbst.

Literatur

- Aasen, Bjarne u.a. (Hg.) (2002): *Plätze – Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute*. München
- Bahrdt, Hans Paul (1961): *Die moderne Großstadt*. Reinbek b. Hamburg
- Benjamin, Walter (1980, 2. Aufl.): *Illuminationen*. Frankfurt a.M.
- Benjamin, Walter (1988): *Berliner Chronik*. Frankfurt a.M.
- Breuer, Bernd (2003a): *Einführung*. In: *Informationen zur Raumentwicklung* Heft 1/2. 2003
- Breuer, Bernd (2003b): *Öffentlicher Raum – ein multidimensionales Thema*. In: *Informationen zur Raumentwicklung* Heft 1/2. 2003
- Brockhaus, Gudrun (1997): *Schauder und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot*. München
- Dawn, Ades u.a. (Hg.) (1996): *Kunst und Macht in Europa der Diktaturen 1930 bis 1945*. London, S. 281
- Durth, Werner (1987): *Urbanität und Stadtplanung. Thesen zu einem problematischen Verhältnis*. In: Prigge, Walter (Hg.): *Die Materialität des Städtischen*. Basel/Boston, S. 155-166
- Durth, Werner/Düwel, Jörn/Gutschow, Niels (1998): *Architektur und Städtebau der DDR (2 Bde.)*. Frankfurt a.M./New York
- Durth, Werner/Düwel, Jörg/Gutschow, Niels (1998): *Ostkreuz. Architektur und Städtebau der DDR, Bd. 1*. Frankfurt a.M./New York, S. 317
- Einsle, Martin/Rose, Ernst/Gragano, Siegfried J. (1992): *Vierzig Jahre Städtebau in Baden-Württemberg*. Stuttgart/Zürich, S. 56
- Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (1992): *Architektur und Demokratie*. Ostfildern, S. 31
- Flierl, Bruno (2002): *Der öffentliche Raum als Ware*. In: Aasen u.a. (Hg.) (2002): *Plätze – Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute*. München, S. 18-29
- Gehl, Jan/Gemzoe, Lars (2001, 2. Aufl.): *new city spaces*. Copenhagen
- Göderitz, Johannes/Rainer, Roland/Hofmann, Hubert (1957): *Die gegliederte und aufgelockerte Stadt*. Tübingen
- Habermas, Jürgen (1971, 5. Aufl.): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied/Berlin
- Haus der Kunst München (Red. Rosenthal, Stephani) (Hg.) (1998): *Die Nacht (Ausstellungskatalog)*. München
- Häußermann, Hartmut (1998): *„Amerikanisierung“ der deutschen Städte*. In: Prigge, Walter (Hg.): *Peripherie ist überall*. Frankfurt a.M., S. 76-83
- Helms, Hans G. (Hg.) (1992): *Die Stadt als Gabentisch*. Leipzig
- IRS – Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hg.) (1995): *Reise nach Moskau. Quellenedition zur jüngeren Planungsgeschichte*. Berlin
- Jensen, Torben (2003): *blaue_tanke – temporäre raumaktion in heslach (Diplomarbeit Fakultät für Architektur und Stadtplanung, Universität Stuttgart)*
- Kracauer, Siegfried (1987): *Straßen in Berlin und anderswo*. Berlin
- Läpple, Dieter: *Auflösung oder Renaissance der Stadt?* In: *Polis* Heft 3. 2003, S. 18-20
- Nerdinger, Winfried (1992): *Politische Architektur*. In: Flagge, Ingeborg/Stock, Wolfgang Jean (Hg.): *Architektur und Demokratie*. Stuttgart
- Popp, Monika (2002): *Innenstadtnahe Einkaufszentren*. Passau
- Raubureau (2001): *plätze, parks und panoramen – Perspektiven für den öffentlichen Raum in Stuttgart*. Stuttgart
- Ronneberger, Klaus/Lanz, Stephan/Jahn, Walther (1999): *Die Stadt als Beute*. Bonn
- Scannavini, Roberto (o.J., ca. 2002): *Trent'anni di tutela e di restauri a Bologna*. Bologna, S. 29
- Schlör, Joachim (Hg.) (1994): *Wenn es Nacht wird – Streifzüge durch die Großstadt*. Stuttgart
- Schlör, Joachim (1994, 2. Aufl.): *Nachts in der großen Stadt*. München. S. 41 und 231
- Schwagenscheidt, Walter (1957): *Ein Mensch wandert durch die Stadt*. Darmstadt
- Selle, Klaus (2002): *Jenseits von Verfall und Ende? Öffentliche Räume im Spiegel der Fachdiskussion*. In: *Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtplanung (Hg.): Dokumentation der Tagung 2002 „Was ist los mit den öffentlichen Räumen?“*. Aachen
- Siebel, Walter (2003): *Die überwachte Stadt – Ende des öffentlichen Raums?* In: *Die alte Stadt* Heft 3. 2003, S. 247-257
- Südbeck, Thomas (1993): *Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in Westdeutschland in den 50er Jahren*. In: Sywottek, Arnold/Schildt, Axel, *Modernisierung im Wiederaufbau – die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*. Bonn, S. 170-187